Münchner Merkur
Journal
Das Wochenend-Magazin des Münchner Merkur

Farbenrausch
Wo die Tierwelt Wunder für uns bereithält **Seite 3**

Wie Wunder wirken

Gottgegeben oder von Menschen gemacht: Auf Tuchfühlung mit dem Außergewöhnlichen

Jeder von uns kann Unerklärliches erleben. Wer Wundern gegenüber offen ist, für den sind sie zum Greifen nahe. FOTO: PANTHERMEDIA

„Wunder gibt es immer wieder", sang Katja Ebstein vor 45 Jahren. Nur: Gibt es sie auch in Echt? Und falls ja: Wie erkennt kann sie dann? Eine Spurensuche zu Pfingsten.

VON HANNAH NAUERTH, BENEDIKT ALBERTERNST UND ANDREAS SCHRANK

Sina Trinkwalder ist eine besondere Unternehmerin. Denn sie besitzt ein Rezept für Wunder: „Ärmel hochkrempeln, Arschbacken zusammenkneifen, arbeiten, arbeiten, arbeiten", sagt sie. Ihr persönliches Wunder trägt den Namen „Manomama". Es ist eine Textilfirma in Augsburg, in der rund 150 Menschen beschäftigt sind. Menschen, die der Arbeitsmarkt allesamt aussortiert hat: Langzeitarbeitslose, Alleinerziehende, Über-50-Jährige, die keiner mehr einstellen will. Trinkwalder gab jedem von ihnen einen Job. „Wunder muss man selber machen", sagt sie und beschreibt diese Philosophie in ihrem gleichnamigen Buch.

Aber: Gilt das für alle Wunder? Auch für das Pfingstwunder? Dieses Wunder feiern die christlichen Kirchen am Sonntag: Einst hatten die Menschen trotz unterschiedlicher Herkunft und Sprache die Pfingstbotschaft verstanden, die Auferstehung Jesu Christi. Denn sie wurden damals im Glauben miteinander verbunden.

Sind Wunder also doch nicht selbstgemacht, sondern vielmehr eine göttliche Gnade?

So sieht es jedenfalls der Heiler Wilfried Lubberich. Er hält selbstgemachte Wunder gar für unmöglich. Als Heiler könne er ohnehin keine Wunder bewirken, sagt er. Er sehe sich vielmehr als Vermittler zwischen seinen Klienten und den Wundern: „ein Medium zwischen hier und oben", zwischen den Menschen und Gott. Lubberich arbeite in seiner Münchner Praxis auf der spirituellen Ebene. Eine Wunder-Garantie könne er aber nicht geben: „Wunder sind nicht an der Tagesordnung, sie passieren nicht auf Zuruf."

Wer hat nun Recht: Unternehmerin Trinkwalder oder Heiler Lubberich? Im Prinzip beide, sagt einer, der es wissen muss: Professor Ulrich Kropac, Mathematiker und Theologe. Er kennt die wissenschaftliche Antwort auf die Frage: Was sind Wunder überhaupt?

Kropac sagt, Wunder bestünden aus vier Elementen. Erstens muss ein außerordentliches Ereignis geschehen. Zweitens muss es derjenige, der es erlebt, als Wunder wahrnehmen. Ein Beispiel: Nach einem schlimmen Unfall ist ein Auto völlig zerstört, doch der Fahrer überlebt nahezu unverletzt – ein Wunder. Für ihn und sicher auch für viele andere. Drittens: Wunder haben haben nur im religiösen Zusammenhang Sinn, „es wird immer von oben geholfen", sagt Kropac. Und viertens: Bei Wundern muss nicht zwingend ein Naturgesetz gebrochen werden, niemand muss etwa die Schwerkraft überwinden.

So ähnlich sieht das auch Unternehmerin Trinkwalder. Deshalb setzt sie ihre Überzeugung in der eigenen Firma um, das hat sie von Anfang an getan. Sie orientiert sich dabei stets an sozialen und ökologischen Werten – nicht am Profit. Konkret macht sie zwei Dinge: Sie gibt Menschen eine Chance, die als „unvermittelbar" gelten. Und: Sie setzt bei der Produktion ausschließlich auf Regionalität. Alles, was in ihrem Unternehmen hergestellt wird, stammt aus Deutschland, vom Pflanzensamen bis zum Endprodukt. Immer rein ökologisch. Ein Ausnahmefall in der Branche. Doch Unmögliches zu realisieren, genau das ist für Trinkwalder ein Wunder. Man müsse dafür das Wagnis eingehen, alte Denkmuster aufzugeben, sagt sie. „Für Wunder muss man neu denken."

Dasselbe versucht Heiler Lubberich seinen Klienten mit auf den Weg zu geben. Manche von ihnen kämen zu ihm mit der Diagnose einer schweren Erkrankung. Als ein großes Wunder bezeichnet es Lubberich, wenn sich die Menschen nach ein paar Terminen geheilt fühlten. Seine Heilfähigkeit sei eine besondere Gabe. „Ich bin eins mit der göttlichen Ebene, mit der Christusenergie. So heile ich." Er sagt auch: „Wunder gibt es immer wieder."

Ein Satz, der auch Sängerin Katja Ebstein berühmt machte. 1970 brachte sie einen Schlager mit diesem Titel heraus, ein Jahr darauf belegte sie den dritten Platz beim „Grand Prix Eurovision". Das Thema Wunder hat die Menschen schon immer bewegt. „Das hat sich bis heute nicht erledigt", sagt Wissenschaftler Kropac.

Dies zeige sich auch an den Wallfahrtsorten. Sie erinnern an vergangene Wunder – und werden oft besucht, weil man sich neue erhofft. Wunder hätten für die Religion große Bedeutung, erklärt Kropac. Wie auch das Pfingstwunder, das „eine religiöse Revolution" sei. Für ihn ist das die „Geburtsstunde der Internationalität".

Was war Ihr jüngstes Wunder?

„Mein jüngstes Wunder? Ich habe drei Paletten Stoff bekommen. Das erschien zwölf Stunden zuvor unmöglich. Dieses Wunder ermöglichten zwei meiner Mitarbeiter: Die haben sich über Nacht sprichwörtlich den Arsch aufgerissen – sodass am Morgen die drei Paletten Stoff geliefert wurden".
Sina Trinkwalder, Textilunternehmerin. Sie gab 150 ehemaligen Arbeitslosen einen Job, die sonst keine Chance auf eine Beschäftigung gehabt hätten.

„Ein kleines Wunder erlebten wir auf unserer Tour 2014: Unser Bus streikte auf einem Parkplatz, dabei mussten wir zum Auftritt. Wie es der Zufall wollte, machte eine Gruppe von KfZ-Mechanikern dort Rast und reparierte den Bus."
Mira Wunder, Pop-Band

FOTOS: FKN (3), DPA

Dr. Eckart von Hirschhausen, Arzt und Komiker, mit seinem aktuellen Programm „Wunderheiler" auf Tour

„Für mich ist jeder Mensch ein Wunder. Wir haben unglaubliche Selbstheilungskräfte. Machen Sie doch mal einen kleinen Kratzer in ihre Haut – drei Tage später ist der verschwunden. Und wir müssen nichts dazu tun. Machen Sie genauso einen Kratzer mal in das Auto vom Nachbarn – da können Sie lange warten, der bleibt."

„Ein Wunder ist für mich ein Ereignis, das einen staunen lässt, ein Phänomen, das nicht immer geklärt werden kann. Ich selbst durfte in meinem Leben schon drei Wunder erleben: Einen Partner zu finden, der zu mir passt. Und: zwei gesunde Söhne zur Welt zu bringen. Überhaupt empfinde ich es als Wunder, dass ich als Frau in der Lage bin, Kinder zur Welt zu bringen."
Inge Steiner, Moderatorin des N24-Magazins „Welt der Wunder"

UNSER THEMA: WUNDER

Das bedeutendste Wunder für Christen ist das Pfingstwunder. Es gilt als die Geburtsstunde des Christentums. Die Menschen sprechen verschiedene Sprachen und verstehen sich doch – im Glauben. Mit der Zeit ist es vielleicht schwerer geworden, an Wunder zu glauben. Denn vieles, was die Menschen früher in Erstaunen versetzte, lässt sich heute wissenschaftlich erklären. Trotzdem ist das letzte Wunder keinesfalls fast 2000 Jahre her. Denn auch heute finden sich viele Ereignisse, deren Zustandekommen sich niemand erklären kann – und doch sind sie da. Wunderkinder, wunderbares Essen, Weltwunder in Form von überwältigenden Bauten. Die Welt steckt voll von ihnen. Man muss die Augen nur offen halten.

Bernadette Schmidt

INHALT

MENSCHEN
Wunderkinder
Acht Menschen – acht außergewöhnliche Begabungen. Zwei dieser Menschen sind Quirin und Nadine (Foto). **Seite 4/5**

IM BLICKPUNKT
Geplante Liebe
So geht Verlieben heute. Auf der Suche nach der geheimen Liebesformel im Internet. **Seite 7**

IMPRESSUM

Verantwortliche Leitung:
Barbara Nazarewska
redaktion@merkur.de
Tel: 089/5306-412
Fax: 089/5306-8657
Organisation: Johanna Bartels
Gestaltung: Regina Berg

„Ohne Menschen keine Wunder“

Zwei Weltreligionen an einem Tisch: Ein Gespräch über die Suche nach dem Unerklärlichen

Wunder sind übersinnlich, unerklärlich, immer wieder faszinierend. Wo könnte es also mehr Wunder geben als in den Religionen? Andreas Renz und Fikret Fazlic versuchen Unterschiede im katholischen und islamischen Glauben zu erklären – und stoßen dabei auf jede Menge Gemeinsamkeiten.

VON FLORIAN REIL UND BARTHOLOMÄUS VON LAFFERT

Warum suchen die Menschen nach Wundern?
Renz: Weil sie Beweise für ihren Glauben suchen. Das ist der Zweifel der Menschen an Gott und daran, dass es wirklich etwas Transzendentes gibt. Aber es gibt keine Beweise. Denn wenn der Glaube bewiesen wäre, dann gäbe es keinen Glauben mehr.
Fazlic: Viele Menschen warten auf ein Wunder, um überzeugt zu werden. Dabei vergessen sie, dass der Koran sagt, dass sie die Verantwortung tragen – dass nur sie ihren Lebensweg beeinflussen können. Dafür dürfen wir keine Wunder erwarten.

Der Prophet Muhammed hat stets abgelehnt, Wunder zu vollbringen, während im Neuen Testament über Jesuswunder berichtet wird. Warum?
Fazlic: Das Wunder im Islam ist kein materielles, sondern die Offenbarung Gottes: der Koran. Zwar forderten die Menschen, wie von Moses, Abraham und Jesus, auch von Muhammed göttliche Taten, aber er betonte immer wieder das Wort Gottes als größtes Wunder.
Renz: Was für die Muslime der Koran ist, ist für uns Christen die Person Jesu Christi. Auch im Christentum ist es weniger wichtig, dass etwas Außergewöhnliches passiert, sondern die Erkenntnis und Erfahrung der Allmacht Gottes, die durch Wunder sichtbar wird. Das eigentliche Wunder ist die Schöpfung und die Selbstmitteilung Gottes. Wie Muhammed hat sich auch Jesus gegen den Wunderbeweis gerichtet und seiner Gemeinde gesagt: Ihr müsst auch ohne Wunder glauben! Das ist übrigens kein Widerspruch zum Wundernachweis in Heiligsprechungsverfahren. Denn in den Wundern kommt Gottes Heilswille für den Menschen zum Ausdruck.

Wieso gibt es Heiligtümer in der islamischen Kultur?
Fazlic: Viele Menschen vermischen oft den Glauben und die Tradition in ihrer Kultur – heilige Menschen und Orte gibt es im Islam nicht. Selbst zur Kaaba, der muslimischen Pilgerstätte, hat Muhammed gesagt: ‚Oh wie schön du auch bist, die Würde eines Menschen ist wertvoller als du.‘ Das eigentliche Wunder ist also der Mensch. Denn ohne Menschen keine Offenbarung, kein Wunder. Nur Gott allein darf sich als heilig bezeichnen.

Immer mehr islamische Theologen versuchen wissenschaftliche Prophezeiungen aus dem Koran herauszulesen. Gibt es die?
Fazlic: Der Koran ist für jeden eine individuelle Offenbarung. Deshalb versucht sich jeder Mensch, seine Botschaft rauszunehmen. Es gibt auch Gelehrte, die ihn wissenschaftlich auslegen. In verschiedenen Zeiten und Umgebungen wurde der Koran schon immer unterschiedlich interpretiert: Früher konnten die Menschen nicht verstehen, was sie heute verstehen – heute können wir nicht wissen, was in 300 Jahren ist. Aber das ist nicht die Priorität.

Wieso versuchen dann Theologen, neben spirituellen, wissenschaftliche Erkenntnisse aus dem Koran zu ziehen?
Fazlic: Sie wollen zeigen, dass die universelle Botschaft Gottes bis heute aktuell ist. Aber vor 50 Jahren, als Gelehrte begonnen hatten, natürliche Phänomene mit dem Koran zu erklären, sagten sie: Das stand schon vor 1400 Jahren im Koran. Ein paar Jahre später fällt diese These – und du fragst dich: Was mache ich jetzt mit dem Koran?
Renz: Das ist ein wichtiger Punkt. Wir dürfen Phänomene, die noch nicht erklärbar sind, nicht gleich Wunder nennen. Vieles, das jetzt nicht logisch erscheint, ist vielleicht in Zukunft wissenschaftlich belegbar.

Im Interview
DR. ANDREAS RENZ leitet den Fachbereich „Dialog der Religionen“ beim Erzbistum München-Freising. Der 45-Jährige ist Lehrbeauftragter an der Ludwig-Maximilians-Universität München.
FIKRET FAZLIC ist Imam der Islamischen Gemeinde Penzberg (Kreis Weilheim-Schongau). Mit nur 24 Jahren gehört er zu den jüngsten Predigern in Deutschland.

Miteinander statt übereinander reden: Dr. Andreas Renz (links) und Imam Fikret Fazlic. FOTO/MONTAGE: LEIPRECHT

Sind Wunder und Heilige ein Fundament der katholischen Kirche?
Renz: Menschen haben Sehnsucht nach Berührungspunkten und Nähe zu Gott. Sie wollen das Göttliche spüren. Es geht also eigentlich nicht um die Verehrung der Heiligen, sondern um die Verehrung Gottes, der durch die Heiligen handelt.
Fazlic: Das ist bei uns Muslimen ähnlich wie bei den Katholiken: Bevor Muhammed den Menschen den Koran gebracht hat, suchten sie etwas zum Anfassen. Dann erfanden sie Götzen, durch die sie schneller und einfacher zu Gott sprechen wollten. Denn der Götze ist vor mir, sichtbar und greifbar. Mit Muhammeds Offenbarung hat sich das geändert: Ich glaube an einen Gott, obwohl ich ihn nicht sehe, denn er sieht mich.

Welche Bedeutung hat das Pfingstwunder heute?
Renz: Pfingsten war, so sagt man häufig, der „Geburtstag der Kirche“. Die Erfahrung von damals können wir noch heute machen. Wenn wir in christlicher Tradition vom Heiligen Geist sprechen, heißt das nichts anderes, als die Gegenwart und Nähe Gottes zu spüren.

Können Christen und Muslime vom Pfingstwunder lernen, wie man bei der Bewältigung von Krisen eine Sprache spricht?
Renz: Auch wenn man dieselbe Sprache spricht, redet man manchmal aneinander vorbei. Aber: Das kann man mit der Zeit beheben, wenn man sich immer wieder um besseres Verstehen bemüht. Voraussetzung dafür ist echtes Interesse am anderen und seinem Glauben zu haben. Nur so können wir Vorurteile und Ängste besiegen.
Fazlic: Der interreligiöse Dialog besteht ja schon, könnte aber noch besser sein. Alle Offenbarungen sind gekommen, um die Menschen glücklich zu machen. Wir müssen die Menschen deshalb wieder in den Mittelpunkt stellen – mit oder ohne religiöse Überzeugung.

Pater Rupert Mayer auf dem Weg zur Heiligkeit

Zwei Münchner Jesuitenpater: Peter Linster berührt die Büste des seligen Rupert Mayer in der Bürgersaalkirche. Linster setzt sich für die Heiligsprechung Mayers ein. FOTOS: ALBERTERNST/FKN

VON BENEDIKT ALBERTERNST

„Der Herr, der Herr, der Herr.“ Das waren die letzten Worte von Pater Rupert Mayer. Dann brach er zusammen – mitten in einer Predigt an Allerheiligen. In der Münchner St.-Michael-Kirche hatte er einen Schlaganfall erlitten, kurz darauf starb er. Fast 70 Jahre ist das nun her. Doch die Menschen pilgern immer noch zu seinem Grab. Denn Pater Rupert Mayer ist für sie jemand Besonderes, ein Seliger, der ihnen Kraft gibt. Und vielleicht wird er sogar noch heiliggesprochen. Doch dafür braucht es ein medizinisches Wunder.
Eines hat Pater Rupert Mayer schon bewirkt: Er soll einen krebskranken Mann geheilt haben. Dafür wurde er 1987 bei einer Messe im Münchner Olympiastadion seliggesprochen.

So funktioniert eine Heiligsprechung
Erfährt Pater Peter Linster von einem medizinischen Wunder, lässt er es vor Ort von einem unabhängigen Arzt begutachten. Danach leitet er es nach Rom weiter. Die Vatikan-Kongregation für Selig- und Heiligsprechungen prüft dann mit Juristen und Medizinern dieses Wunder erneut. Gibt die Kongregation grünes Licht, wird die Heiligsprechung vorbereitet.

„Viele Menschen hoffen, dass Pater Rupert Mayer auch heiliggesprochen wird“, sagt Pater Peter Linster, der oft Anrufe, E-Mails und Briefe von Gläubigen erhält. Er ist Vize-Postulator im sogenannten Heiligsprechungsverfahren, zudem Nachfolger des Seligen im Amt des Präses der „Marianischen Männerkongregation Mariä Verkündigung am Bürgersaal zu München“. Pater Linster hat schon drei Wunschtermine für dieses Ereignis: Am 1. November ist Mayers 70. Todestag, am 23. Januar 2016 sein 140. Geburtstag und am 3. Mai 2017 jährt sich seine Seligsprechung zum 30. Mal. Nur eines fehlt eben noch: „Ich warte zurzeit auf ein Wunder“, sagt Pater Linster.
Aber das wird nicht ganz einfach, denn inzwischen erklären die Fortschritte in der Medizin das ein oder andere vermeintliche Wunder. Deshalb würde Pater Linster auf Alternativen setzen: etwa gelöste Familienprobleme und überstandene Prüfungen. „Wenn Menschen fest davon überzeugt sind, dass etwas Tolles geschehen ist, weil sie zu Pater Mayer gebetet haben, sollte man darin ein Wunder sehen.“ Trotzdem: Das medizinische Wunder bleibt weiterhin Grundvoraussetzung für die Heiligsprechung – außer bei Menschen, die wegen ihres Glaubens gestorben sind. Mit einem solchen Märtyrer würde man auch günstiger davon kommen, sagt Pater Linster und lacht. Denn einen großen Teil der Kosten für das Verfahren (siehe Kasten) muss der Jesuitenorden tragen. Fast hätte die Geschichte des Münchner Seligen ja tatsächlich mit einem Märtyrertod geendet – damals, 1939, als ihn die Nazis ins KZ nach Sachsenhausen brachten, wo er schwer erkrankte. Pater Rupert Mayer hatte von Anfang an den Nationalsozialisten Paroli geboten, hatte sogar einem Redeverbot der Gestapo getrotzt, wurde verhaftet. „Wenn keiner den Mut hat zu sprechen, ich muss es tun. Gott ist mit uns“, soll er einst gesagt haben.
Nach dem Krieg kehrte er nach München zurück. Als er starb, pilgerten die Menschen zu seinem Grab auf dem Ordensfriedhof in Pullach. Drei Jahre später, 1948, verlegten ihn die Jesuiten in die Bürgersaalkirche. Hier ruht er bis heute, hier steht auch seine Bronzebüste, vor der sich oft eine Schlange bildet: Viele ältere Menschen, aber auch Kinder, Jugendliche und junge Erwachsene suchen die Nähe zum Seligen. Die meisten legen die Hand auf seine Brust, manche sogar auf den Kopf. Sie verharren im Gebet – und einige hoffen auf ein Wunder.

Der inzwischen selige Pater Rupert Mayer am 20. Juni 1941 im oberbayerischen Ettal.

Wo Musik zur Sprache wird

Im Rhythmus der Heimat: Die Band Diappo nimmt die Menschen mit auf eine Reise

„Gemeinsam sind wir stark“ – das Motto der Diappo-Trommler Moustapha Thiam, Ibrahim Balde, Omar Mbaye, Ibrahima Ngom und Moustapha Fall (v.l.) FOTO: LENA TRAUTMANN

Die Sprache spielt keine Rolle – beim Pfingstwunder verstehen sich Menschen im Glauben. Die Trommlergruppe Diappo, die aus fünf afrikanischen Asylbewerbern besteht, vereint sich und das Publikum durch Musik. Jenseits von Sprache und Kultur. Über ein Pfingstwunder in Oberbayern.

VON BERNADETTE SCHMIDT

Er hat den Rhythmus im Blut, er schlägt die Trommeln, springt auf, stampft zweimal, springt wieder, wirbelt im Kreis, das bunt gemusterte Gewand flattert und fliegt. Moustapha Thiam, Musiker in der Trommlergruppe Diappo, reißt das Publikum mit. Zwei Zuschauer trauen sich, fangen jetzt auch an zu tanzen, nur sieht es steifer aus als bei Moustapha. Es ist Samstagabend, kurz nach halb zehn. Die Hände der afrikanischen Trommler auf der Bühne schlagen immer schneller auf die Felle der Djembén. Das Publikum klatscht, jubelt, pfeift. Niemand sitzt mehr still in dieser Olchinger Gaststätte. Die Menschen im Raum werden zur Einheit – unabhängig von Kultur, Sprache und Religion.

Die Gruppe, die das Publikum derart in ihren Bann zieht, besteht aus fünf senegalesischen Asylsuchenden. Diappo bedeutet in der Heimatsprache der Trommler soviel wie „Kraft“. Dabei geht es keineswegs um körperliche Stärke, vielmehr vermittelt der Name der Gruppe, was ihre Musik ausmacht: Stärke durch Zusammenhalt.

Nicht nur die Mitglieder der Band, auch das Publikum und das Umfeld von Diappo sollen mit einbezogen werden. „Wir wollen trommeln, denn das macht die Zuschauer glücklich, und wenn die glücklich sind, ist Diappo glücklich“, sagt der Trommler Moustapha Thiam, den sie Mike nennen. Er kam nach Deutschland, um zu trommeln. Sein Traum: eine eigene Trommelschule zu eröffnen. Bei dieser Idee unterstützt ihn Helmut Heins.

Übung lohnt sich, die Gruppe wird gebucht

Heins ist Asylhelfer – im Winter 2013 begegnete er Mike im Flüchtlingsheim in Olching. Heins war damals auf der Suche nach Trommlern. Er trommelt selbst gern und wollte die Asylsuchenden über die Musik zusammenbringen, ihnen ein Stück Heimat in der Fremde geben. Entstanden ist daraus Diappo. „Die fünf harmonieren einfach, sie sind motiviert und üben mindestens zweimal die Woche, wenn nicht noch mehr“, erzählt Heins begeistert. Die Trommler haben unterschiedliche Erfahrungen, was das Spielen angeht. Ibrahima Ngom stammt zum Beispiel aus einer Trommlerfamilie und ist selbst Profi, während Diappo-Mitglied Moustapha Fall eigentlich Fußballer ist. Während der Proben bringen sich die Mitglieder gegenseitig Trommeltechniken bei. Die Übung lohnt sich, sie werden immer öfter gebucht – jüngst hatten sie kaum ein Wochenende frei. Die vielen Anfragen und Auftritte sind für Asylhelfer Heins schon lange schwer allein zu organisieren. Deshalb stieß im Mai 2014 Stefanie Keller als Managerin der Band zur Gruppe. Sie kümmert sich seither um Termine, Werbung und sonstige Koordination. „Die Jungs brauchen unsere Hilfe für den Transport und um neue Veranstaltungen abzusprechen. Den Rest erledigen sie unter sich. Sie tragen das Projekt selbst. Das flutscht jetzt richtig.“ Heins und Keller sind stolz. Sie sind bei jedem Auftritt dabei. Auch heute, in der Olchinger Gaststätte. „Bebeyo aferbiyola gudi gudi yola...“ Das nächste Lied beginnt, Ibrahima Ngom singt laut ins Mikrofon, um die Trommeln zu übertönen. Um ihn herum sitzen seine Kollegen Omar Mbaye, Moustapha Fall, Ibrahim Balde und Mike. Ihre Hände fliegen über die Trommelfelle, der nächste pulsierende Rhythmus entsteht. Miteinander spricht die Gruppe Wolof, die Sprache ihrer Heimat. Die Kommunikation nach außen auf Deutsch klappt noch nicht perfekt, doch das braucht sie auch nicht unbedingt – Diappo vereint sich und ihr Publikum eben durch die Musik.

Schritt für Schritt zum Deutschkurs

Dennoch: Dass die Sprache bei organisatorischen Dingen eine große Hürde ist, merkt auch Trommler Mike. Deshalb ist es ihm wichtig, möglichst bald Deutsch zu lernen. „Im Senegal macht man die Dinge langsam, Schritt für Schritt. Der Weg für Diappo ist geebnet, also kann ich mich jetzt darauf konzentrieren, Deutsch zu lernen.“ Ohne gute Sprachkenntnisse wird es auch schwierig mit der Trommlerschule, die er mit seinem Cousin und Diappo-Kollegen Omar eröffnen will. Zudem brauchen die Trommler eine Aufenthaltsgenehmigung. „Am schlimmsten ist das Warten. Ich bin jung, ich bin aus dem Senegal, für mich zählt die Freiheit. Um frei zu sein, möchte ich arbeiten. Aber ohne die Genehmigung geht das nicht“, sagt Mike. Umso dankbarer ist er um Keller und Heins. „Ohne Hilfe ist es anstrengend, man kann nur Fuß fassen, wenn man Hilfe hat.“

Kommunikation – ganz ohne Worte

Dass Diappo gut mit Trommelschülern kann, zeigt sich schon jetzt in Kursen, die die Band an Schulen rund um München gibt. „Bevor die Kinder und Jugendlichen mit auf die Bühne dürfen, spielt Diappo meist erst einmal zwei Stücke“, erzählt Managerin Keller. Da merke man richtig, wie der Funke auf die jungen Menschen überspringt. Die Kinder sitzen am Boden und kommen immer näher an die Bühne heran. Ihre Körperer wippen im Rhythmus, sie schlagen mit den Händen auf dem Boden mit. Wenn die Kinder dann an die Trommeln dürfen, mache es nichts aus, dass sie nicht die gleiche Sprache sprechen wie ihre Vorbilder. Sie verständigen sich buchstäblich mit Händen und Füßen.

Zu den Konzerten von Diappo kommen immer wieder auch Schüler – im Publikum in der Gaststätte heute sind Jugendliche vom Gymnasium Olching. Als die Band das nächste Stück anstimmt, kommen sie auf die Bühne und trommeln mit. Für Diappo sind sie keine Trommelschüler, sondern echte Partner. Die Musiker glühen und schwitzen, sie trommeln schneller, lauter, tragen ihre Begeisterung ins Publikum. Einer der Afrikaner fängt an zu singen, Rhythmus und Melodie füllen den Raum. Ein Mann im Anzug wippt im Takt mit, bei anderen bewegt sich der gesamte Oberkörper im Rhythmus. Dann ist das Stück vorbei. Tosender Applaus im Publikum. Ja, diese Musik vereint. Auch ohne gemeinsame Worte.

Das Wunder im Gen-Code

VON THOMAS METSCHL UND FLORIAN ECKL

Zugvögel wie diese Schneegänse wissen instinktiv, wohin sie fliegen müssen.

MIT NAVI IM BLUT

Sie finden immer ihren Weg – über tausende Kilometer hinweg. Und das ganz ohne Navigationsgerät. Millionen Zugvögel, etwa die Hälfte der rund 250 Arten in Deutschland, verlassen jedes Jahr ihre Brutgebiete, um im Süden zu überwintern. Doch woher wissen die Vögel, wohin sie fliegen müssen? Die Antwort liegt in ihren Genen. Die Tiere spüren instinktiv, wann sie aufbrechen müssen, in welche Richtung und wie weit. Schon wenige Tage vor dem Abflug werden sie unruhig, das passiert ganz automatisch, sie wollen weg – egal, ob sie in freier Wildbahn leben oder in Käfigen.

Wenn sie unterwegs sind, orientieren sie sich tagsüber am Sonnenstand, nachts am Sternenhimmel. Aber auch Küsten, Gebirge und Flüsse, die auf ihrer „inneren Strecke“ liegen, geben die Richtung vor. Und selbst wenn die Sicht schlecht ist, können die Zugvögel mit ihrem angeborenen inneren Kompass navigieren.

FARBEN DER GEFÜHLE

Mal ist es grün, dann leuchtet es gelb – doch eines kann das Chamäleon am besten: „Es kann sich schwarz ärgern“, sagt Dr. Frank Glaw, Biologe an der Zoologischen Staatssammlung München. Die Art, wie das Chamäleon lebt und kommuniziert, ist in der Tierwelt einzigartig – ein Verwandlungskünstler.

Fürchtet sich das Chamäleon, läuft im Körper ein rasanter Prozess ab: Der Farbstoff Melanin färbt die Hautzellen reflexartig pechschwarz. Trifft das Tier auf Artgenossen, kann es sekundenschnell wieder in den buntesten Farben schillern. Die Haut des Chamäleons besteht aus verschiedenen Schichten von Pigmentzellen mit unterschiedlichen Farben. Wenn ein Nervenimpuls auf die Zellen trifft, dehnt sich der Farbstoff darin aus oder zieht sich zusammen. So füllt die Farbe nur noch einen ziemlich kleinen Teil der Zelle aus – und die entsprechende Farbe auf der Haut ist dann fast verschwunden.

Anders als vermutet, ist die Farbe nicht primär für die Tarnung da: Das Chamäleon ändert seine Farbe vielmehr, um mit Artgenossen zu kommunizieren. US-Forscher fanden heraus, dass die Farbe auch im Kampf unter den Tieren eine Rolle spielt: Wenn der Kopf heller wird, steigt auch die Aussicht auf Erfolg.

Das Chamäleon kann viele Farben annehmen – doch tarnen will es sich damit nicht. FOTOS: PANTHERMEDIA (2)

WENIG WELTWUNDERLICH

VON JULIA WELLER

Die sieben antiken Weltwunder zeichneten sich nicht gerade durch Langlebigkeit aus. Die Zeusstatue des Phidias – verbrannt. Der Artemistempel in Ephesos – im Krieg zerstört. Koloss von Rhodos, Mausoleum von Halikarnassos, Pharos von Alexandria? Opfer von Erdbeben. Und die hängenden Gärten von Babylon hat es vielleicht nie gegeben.

Umso prachtvoller wirken da die drei gigantischen Steinhaufen, die am Rande Kairos aus dem ägyptischen Sand ragen. Das Land mag politische Probleme haben, große Mängel an Ressourcen und kein gutes Ansehen in der Welt. Doch dafür steht am Nil etwas, das weltweit seinesgleichen sucht: Ein Relikt der Antike, ein wahres Weltwunder eben. 5000 Jahre haben die Pyramiden schon überdauert,

Reporterin Julia Weller findet die Pyramiden von Gizeh bei Kairo nicht so spitze. FOTO: ELSHARKAWY

zum Teil unbeeindruckt von Wind, Wetter und Weltkriegen. Grund genug für mich, ihnen einen Besuch abzustatten – solange sie noch stehen. Mit Freunden mache ich mich auf den Weg. Wie Winnetou reiten wir durch die Wüste, während am Horizont immer größere Dreiecke aus dem Dunst wachsen. Pompös sind sie ja, diese berühmten Brocken. An klaren Tagen sieht man sie sogar mitten in Kairo, 15 Kilometer entfernt. Man sieht sie auch in jedem Reiseprospekt, in Geschichtsbüchern und sogar bei Asterix.

Wie es da drinnen wohl ausschaut? Ich stelle mir verwinkelte Flure und Falltüren vor, Labyrinthe und „herumlungernde“ Mumien. Doch schon der Eingang zur zweitgrößten Pyramide enttäuscht: Durch ein unscheinbares Loch im Sand erspähen wir eine Art Hühnerleiter. Geduckt geht es in die Tiefe, einen Gang hinab, dessen glatte Wände perfekter nicht sein könnten. Selbst im grellen Halogenlicht finden sich keine Hieroglyphen. Vergeblich suchen wir nach Geheimgängen, doch leider geht es nur geradeaus. Dreißig Meter leicht bergab, fünfzehn Meter flache Strecke, zwanzig Meter wieder hoch und dann noch vierzig ebenerdig. Nach drei Minuten Auf und Ab stehen wir in der Mitte des Bauwerks, 130 Meter unter der Spitze, mit tausenden Tonnen Stein über uns.

Die Grabkammer gleicht einer Sauna, dabei röhrt hier sogar eine Klimaanlage. Fotografieren ist streng verboten, der Wächter verlangt nach unseren Handys – doch dann macht er selbst Bilder damit. Er drängt mich dazu, im Sarkophag Platz zu nehmen und knipst eifrig. Dann sollen wir alle die Arme verschränken, als Pharaonen posieren. Zum Schluss tanzen wir wie die alten Ägypter. Die Weltwunderwirkung schwindet mit jedem Klick. Wir wimmeln den Wächter mit etwas Trinkgeld ab und ergreifen die Flucht, als er lautstark nach mehr verlangt. Zum Glück müssen wir nur geradeaus.

Wunderkinder von nebenan

Der Durchstarter

Millionenschweres Unternehmen mit 24

VON CHRISTOPH WIESEL

Freizeit? Hat Andreas Kunze nicht. Das sagt zumindest seine Freundin. Sieben Tage in der Woche sitzt er im Büro, häufig bis tief in die Nacht hinein. Er plant neue Projekte, sucht nach Investoren, beantwortet E-Mails. Seit rund einem Jahr leitet Kunze ein eigenes Unternehmen. Er ist 24 Jahre alt – und sein Unternehmen mehrere Millionen Euro schwer.

Angefangen hat er mit ein paar Tausend Euro, das war das Startkapital. Kunze war Student der Wirtschaftsinformatik und gründete mit vier Freunden die Firma „Konux“. Der Name setzt sich zusammen aus Konos und Lux, Kegel und Licht. Gemeinsam begannen sie, Sensoren zur Messung von Wegen, Winkeln und Kraft zu entwickeln – das Ganze mittels der Veränderung von Licht. Damit kann man dann zum Beispiel Roboter steuern.

In kurzer Zeit setzten sich die fünf jungen Chefs in Wettbewerben durch, gewannen Investoren für sich und stellten Mitarbeiter ein. Inzwischen sind sie zu fünfzehnt, also drei Mal so viele wie noch vor einem Jahr. An Arbeit mangelt es nicht. „Als Geschäftsführer muss ich vor allem planen: Meetings, Kooperationen mit Unternehmen, Investoren“, sagt Kunze. „Jeden Tag kann ich den Fortschritt sehen und mit Menschen zusammenarbeiten, die noch besser sind als ich. Das macht irrsinnig viel Spaß.“ Und: Es bringt ihn nach vorn.

Früher wollte Kunze immer für BMW arbeiten. Doch als er dann im vierten Studiensemester Silicon Valley in den USA besuchte, das Mekka für Jungunternehmer, begann er, mit dem Gedanken an eine eigene Firma zu spielen. „Ich konnte sehen, wie einfach es ist, ein eigenes Unternehmen zu gründen. Das wollte ich auch“, sagt Kunze. Zurück in Deutschland nahm er an Management-Workshops teil. Und traf bei einer Veranstaltung den Ingenieur Husam Ghanem. Ein glücklicher Zufall. Der erzählte ihm nämlich von seiner Idee für die Sensoren, die ihm bei seiner Arbeit bislang gefehlt hatten. Kurz darauf, im März 2014, taten sich die beiden mit drei Studenten zusammen – die Geburtsstunde von Konux.

Heute arbeitet die Firma mit Konzernen wie Siemens zusammen. Ein kleines Unternehmen, das bei den ganz Großen mitspielt. Trotz des Erfolgs ist Kunze bodenständig geblieben. Sein Ziel: „Eine glückliche Familie, ein sicheres Einkommen – und jeden Tag Freude am Arbeiten“, sagt er. „Ich bin da auf einem guten Weg.“ Andere würden von Überholspur sprechen.

Mit 30 will Kunze jedenfalls soweit sein, dass er sich nie wieder um Geld Sorgen machen muss. Und dann? Vielleicht noch eine Firma gründen. „Aus dem Nichts etwas aufzubauen, das begeistert mich.“ Aufhören? Kommt für ihn nicht in Frage.

Andreas Kunze hat in seiner jungen Firma alle Hände voll zu tun.

Die hellen Köpfe

Hochbegabt, engagiert und ganz normal

VON JANA GÄNG

Die ersten Anzeichen gab es früh: Im Kindergarten konnte Quirin lesen. In der 4. Klasse wählte er „Schwarze Löcher“ als Referatsthema. Ein Thema, das auch Astrophysiker beschäftigt – Quirin war damals acht Jahre alt. Am Ende der 5. Klasse brachte ein schulpsychologischer Test Gewissheit: Quirin Unterguggenberger ist hochbegabt.

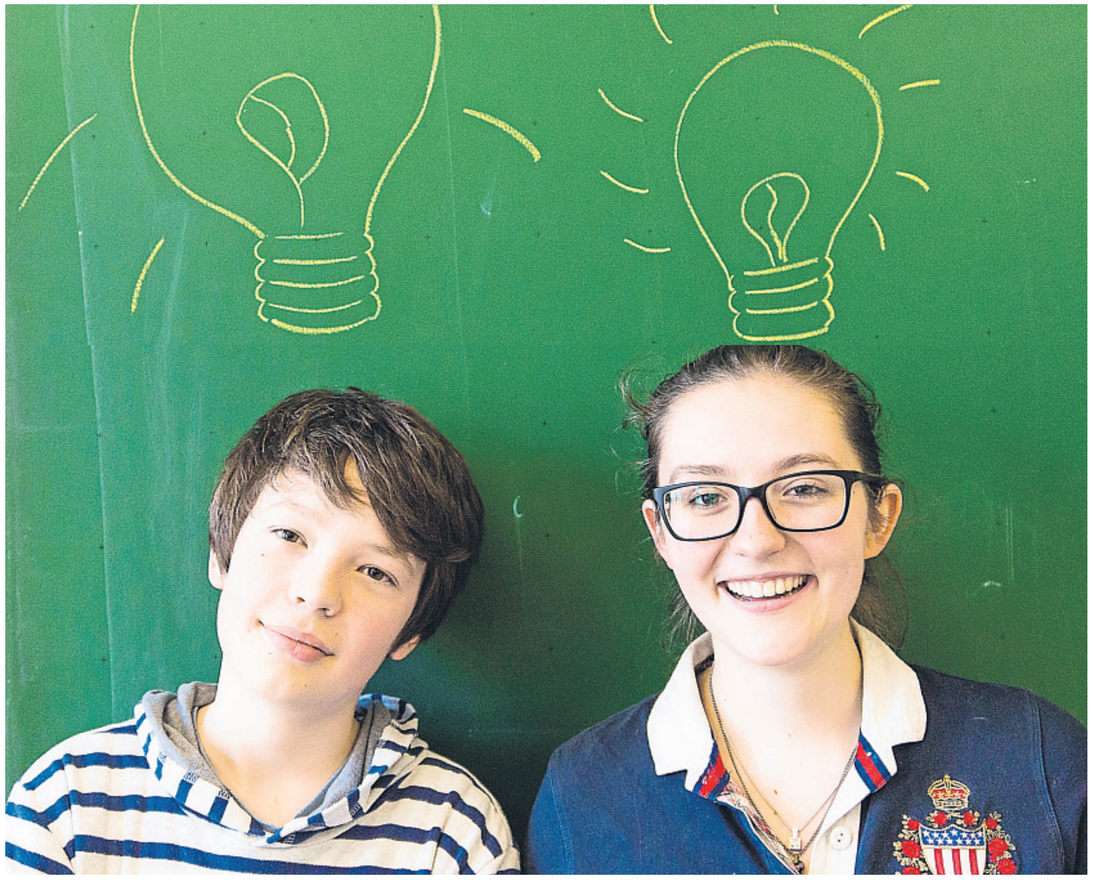
Hochbegabte Menschen haben einen Intelligenzquotienten von mehr als 130. Das trifft auf zwei Prozent der Deutschen zu. Quirin gehört dazu. Nadine Urner auch. Die 18-Jährige bezeichnet sich selbst aber nur selten als hochbegabt. Neugierig sei sie, hinterfrage viel, habe Spaß am Lernen. Denn lernen müssten auch Hochbegabte, sagt der inzwischen 13-jährige Quirin. Er sei ja selbst überrascht gewesen, als er in der 5. Klasse für gute Noten auf einmal etwas tun musste. Bruchrechnung und Latein könne er bis heute nicht leiden.

Immerhin: Hochbegabte lernen meist schneller als andere. Nadine etwa saß in der Grundschule oft in der Leseecke, weil sie mit den Matheaufgaben fertig war, während die anderen noch rechneten.

Das änderte sich erst auf dem Maria-Theresia-Gymnasium in München: Von der 6. bis zur 10. Klasse lernen Nadine und Quirin jetzt in speziellen Förderklassen. Weniger Schüler, mehr Fächer – nur für Hochbegabte. Das Besondere ist das „Enrichment-Programm“. „Enrichment“ stammt aus dem Englischen und bedeutet Bereicherung. Es ist dieses Mehr an fächerübergreifenden Projekten, naturwissenschaftlichen Experimenten und Forschungskooperationen mit Universitäten und Unternehmen, das den Lehrplan für Nadine und Quirin so spannend macht. Wettbewerbe gehören zwar nicht zum Lehrplan, aber zum Schulalltag. Nadine nimmt am bayernweiten Planspiel „Play the Market“ teil. Im Dreierteam führt sie ein fiktives Unternehmen, muss eine Marktstrategie entwickeln, sich um Personalplanung, Finanzen, Nachhaltigkeit kümmern. Sie könne sich vorstellen, Wirtschaftswissenschaften zu studieren. Oder Medizin. Oder Jura. Quirin hat sich schon entschieden: Er will Lehrer für Chemie und Geographie werden. Jüngst gewann er einen Geographie-Wettbewerb. Nichts Großes, sagt er.

Auch Nadine hat kürzlich einen Preis bekommen: für ihr soziales Engagement. Sie ist Sprecherin ihrer Jahrgangsstufe, organisiert ein Mathe-übungscamp, war Leiterin der Schülerzeitung. An ihrer Schule gehört soziales Engagement zum pädagogischen Konzept – der Grund, warum Nadine zur 6. Klasse hierher wechselte. In der 5. Klasse besuchte sie noch ein anderes Gymnasium. Dort war der Kontakt zwischen Normalbegabten und Hochbegabten nicht alltäglich. „Da hatte ich bei einigen Mitschülern schnell das Streberimage: Die weiß sowieso alles und lernt den ganzen Tag.“

Aber das stimmt gar nicht, sagt Quirin. Er selbst lerne maximal eine Viertelstunde pro Tag, zusätzlich zu den Hausaufgaben – obwohl er die auch schon mal vergesse. Für stundenlanges Lernen habe er sowieso keine Zeit: Quirin spielt Klavier und Saxophon, geht zum Tennis und Fechten. Nadine und er sehen keinen Unterschied zwischen sich und anderen. „Ich bin nicht besser oder wunderbarer“, sagt Nadine. Eine Besonderheit gebe es aber doch: „Mit meinen hochbegabten Mitschülern spreche ich in meiner Freizeit auch mal über Quantenphysik.“



Ihnen geht auch bei Quantenphysik ein Licht auf: Quirin Unterguggenberger (13) und Nadine Urner (18) sind hochbegabt. Lernen müssen sie trotzdem.

Die Tonangeberin

Studentin mit absolutem Gehör dirigiert mehr als hundert Musiker

VON JULIUS HEINRICHS

Annalena Hösel kam auf die Welt, wie wir fast alle auf die Welt kommen: ziemlich schrumpelig, glitschig und ausgestattet mit einem absoluten Gehör. Aber anders als die meisten von uns behielt sie dieses Hörvermögen. Heute gibt sie mehr als 100 Musikern den Ton an. Fast alle sind deutlich älter als sie. Freunde macht sich die 22-jährige Dirigier-Studentin damit nur wenige. Aber Freundschaft kann sie sich ohnehin kaum leisten. Und wirklich stören tut sie das auch nicht.

Das ist schließlich der Preis ihrer besonderen Position als Dirigentin. Hösel hält die Zügel in der Hand, entscheidet, welche Pause ausgespielt wird und welche nicht. Sie gibt vor, wann das Tempo schneller wird und wann nicht, erkennt mühelos, wer wann wie welchen Akkord spielt. Hösel hört jede Variation, jede Vibration, jeden Stimmungswechsel. Eine Begabung, die sich bereits im Kindesalter abzeichnete: Mit sechs beginnt sie Trompete zu spielen, mit acht Klavier. Beides auf eigenen Wunsch hin.

Dann, am Anfang der Pubertät, rücken erstmals Dirigenten in ihr Sichtfeld – meist ältere Männer, die vor dem Orchester in energievoller Choreografie mit einem Fingerzeig die ganze Musik lenken. Hösel will das auch, schon damals sagt sie den Leuten gern, wo es lang geht. Also kopiert sie ihre Vorbilder vor dem CD-Player: Musik an, Stöckchen raus, mitschwingen. Mit Bienenwachs und dünnem Buchenholz bastelt sie ihren ersten, buckeligen Dirigierstock. Während sich ihre Schulkameraden in der Folgezeit mit der Oberstufe plagen, plagt sich Hösel zusätzlich mit privatem Dirigierunterricht.

Teil des Orchesters und doch distanziert: die Dirigentin Annalena Hösel, 22, hier an der Münchner U-Bahn.

2012 dann das Vorspielen an der Hochschule für Musik und Theater in Leipzig. Hösel überzeugt, natürlich. „Das Studium ist anstrengend“, sagt die junge Frau, die heute in Hamburg studiert. „Alles ist sehr persönlich, die Proben sind sehr intensiv.“ Freizeit gebe es kaum. Trotzdem studiere sie gern. „Da gibt es diese Momente, in denen man vor dem Orchester steht – und alles fühlt sich gut an.“ So gut, dass es sich lohnt, jede Menge von dem einzubüßen, was gemeinhin als Lebensqualität bezeichnet wird. Eigentlich sei Hösel ja ein geselliger Mensch, gesteht sie: Sie gehe gern auf andere zu, rede, diskutiere. Nur ist das mit ihrer Position kaum vereinbar. Denn wenn sie vor das Orchester tritt, muss sie sich zurücknehmen. „Ich habe einen Kontakt zu den Musikern.“ Aber: „Zu intensiv darf er nicht werden. Schließlich bin ich der Chef von den Leuten.“ Keine Distanz heißt für sie keine Autorität.

Dirigent ist ein ziemlich einsamer Beruf.

FOTOS: LEIPRECHT (2), ECKL, NIEBELSCHUETZ PR MANAGEMENT, WIESEL, PRIVAT, FKN, ALBERTERNST

Der Zweikämpfer

Fußballer will Blindenteam aufbauen

VON CHRISTOPH WIESEL

Ramon Pryssok ist fast blind. Sein Ziel hat er dennoch fest vor Augen: Er will ein eigenes Bundesligateam aufbauen, eine Fußballmannschaft aus Blinden und Sehbehinderten.

Pryssok spielte selbst bis 2014 in der Blindenfußball-Bundesliga, in Würzburg, beim bislang einzigen bayerischen Team. Jetzt will er anderen in München ermöglichen, diese junge Sportart kennenzulernen, und veranstaltet regelmäßig Trainingseinheiten. Trainer will der Physiotherapeut aus Unterföhring aber eigentlich nicht sein. „Das mache ich nur zu Beginn. Ich will auf jeden Fall selbst mitspielen“, sagt Pryssok. Seit seiner Geburt schaut der 25-Jährige wie durch einen Tunnel hindurch, erkennt in der Mitte Umrisse, am Rand nur schwarz. Den Sport lässt er sich dadurch nicht nehmen. Leichtathletik, Langlaufen, Biathlon, Torball – das alles hat Pryssok schon ausprobiert. Mit 18 kam er zum Blindenfußball und ist ihm treu geblieben. „Schnell, taktisch, zweikampfbetont“, das fasziniert ihn daran.

Wichtig sei vor allem Mut, sagt er. „Man muss sich trauen, in Zweikämpfe zu gehen, obwohl man nichts sieht.“ Alle Spieler tragen schwarze Augenbinden. Auch Menschen, die noch Umrisse erkennen können, müssen sich auf ihre Ohren verlassen. Die Orientierung funktioniert durch Zurufe und Rasseln im Ball. Zu Beginn auch für Pryssok eine Überwindung – aber es lohnt sich. „Fußball ist mein Leben. Ich kann nicht ohne.“

Trotz Blindheit ein Künstler am Ball: Ramon Pryssok.

Die kleine Konzertvirtuosin

Mit neun Jahren schon fünfmal auf Platz eins bei „Jugend musiziert“

VON JULIUS HEINRICHS UND LENA TRAUTMANN

„Ich muss nicht Geige üben, ich darf Geige spielen.“ Im vergangenen Jahr wurde Clara Shen an der Musikhochschule München aufgenommen.

Ein bisschen verloren sieht Clara aus, so jung zwischen all den Studenten. Mit nur neun Jahren besucht sie die Jugendakademie der Münchner Musikhochschule – seit 4,5 Jahren spielt sie Geige. Ihr halbes Leben lang. „Ich will einfach nur spielen, spielen, spielen“, sagt Clara. „So oft es geht.“

Clara spielt nicht, weil sie muss, sondern weil sie es möchte. Ihre Eltern unterstützen sie so sehr sie können. Seit 2012 gewann Clara fünfmal den „Jugend musiziert“-Wettbewerb: viermal an der Geige, einmal am Klavier. Doch die Preise sind ihr nicht wichtig, ihr geht es um den Spaß: Dieses tolle Gefühl, wenn sie den Bogen in die Hand nimmt, die Augen schließt und die Musik in ihrem Körper spürt.

Einmal pro Woche nimmt Clara Einzelunterricht bei Professorin Sonja Korkeala, sie will sich noch verbessern. „Aber ich muss mit Clara nicht mehr wirklich üben, das macht sie alleine zu Hause. Ich bin nur da, um weitere Tipps zu geben“, sagt die Dozentin. Warum sich Clara das antut? Geige spielen, während andere Barbie spielen? Üben, während andere toben und fernsehen? Clara sagt, sie wisse nicht, warum. Aber wenn man sie so spielen sieht – ganz verloren und hingebungsvoll –, dann ist das Antwort genug.

Der Rechengigant

Dieser Mann hat alle Zahlen im Kopf

VON ANDREAS SCHRANK

Achtstellige Winkelfunktionen und die Kreiszahl Pi bis auf 5000 Stellen nach dem Komma berechnen: Rüdiger Gamm schafft das alles nur im Kopf. Aber mit Mathematik stand der Rechenkünstler in der Schule auf Kriegsfuß. „Katastrophal“ sei er gewesen – so schlecht, dass er sechsmal sitzen blieb und mal die Schule wechseln musste.

„Zwei Wochen nachdem ich meinen Abschluss hatte, fragte ich mich: Was sind meine Talente? Was kann ich gut?“ Bald entdeckte er, dass es schneller Kopfrechnen konnte als ein Rechenmeister im Radio. „Diese Stärke habe ich trainiert.“ Vier bis acht Stunden am Tag. „Der kontrollierte Wahn.“ So wurde Gamm zu einem der besten Kopfrechner. Ergebnisse bis zur vierzigsten Nachkommastelle – für ihn kein Problem.

„Ich habe Dinge erreicht, die ich als Kind für unmöglich hielt.“ Beim „Wetten-dass“-Schauen fragte er sich mal: „Wie wäre es wohl, dabei zu sein? 1994 war es soweit, er wurde Wettkönig, erzielte eines der höchsten Publikums-Votings überhaupt.

Gamm, das Mathegenie – seine Fähigkeiten faszinieren auch die Wissenschaft. Dr. Thorsten Fehr von der Universität Bremen untersuchte, inwieweit sich Gamms Gehirn von dem anderer unterscheidet. Das Ergebnis: Einfache Rechenoperationen führt der Gedächtniskünstler aus wie jeder andere. Aber: „Bei schwierigeren Aufgaben nutze ich zusätzliche Gehirnareale. So speichere ich Zahlen in einem Bereich, der normalerweise für die Gesichtserkennung zuständig ist“, sagt Gamm. „Ich sehe die Zahlen vor mir wie auf einem Computerbildschirm. Diese Zahl übertrage ich in ein bekanntes Muster, mit dem ich weiterrechne.“ Dadurch werden die Rechenwege kürzer – und schneller.

Sein Lebensmotto? „Einfach schauen, wie weit man kommt. Letztlich ist man selbst der Einzige, den es zu schlagen gilt.“

Rüdiger Gamm ist einer der schnellsten Kopfrechner der Welt.

Das Multi-Talent

Studentin, Mutter, Profi-Sportlerin: Alles im Rollstuhl

VON ENYA WOLF

Johanna Welin, 30, war schon immer eine Meisterin des Jonglierens. Ihre Bälle: Schule, Freunde, Fußball, Snowboarden. Alles lief rund. So ist das auch heute. Nur die Spielbälle haben sich verändert. Vor zehn Jahren stürzt Johanna bei einem Snowboard-Wettkampf, seitdem sitzt sie im Rollstuhl. Ihre Ziele verfolgt die gebürtige Schwedin trotzdem unbeirrt weiter, nimmt einen neuen Ball auf – im wahrsten Sinne des Wortes: Rollstuhlbasketball wird ihre neue Leidenschaft.

Johanna, die in München lebt, optimiert ihre Spielstrategie, wird in die deutsche Nationalmannschaft aufgenommen. Trainingseinheiten und Turniere im Inland, Meisterschaften in aller Welt – der Sport bestimmt ihr Leben, freie Wochenenden gibt es kaum. 2012 holt sie Gold bei den Paralympischen Spielen in London. Johannas Talent und ihr hartes Training: All das spiegelt sich in der glänzenden Medaille wider.

Die Profi-Rollstuhlbasketballerin Johanna Welin zieht ihr Medizinstudium durch und kümmert sich gleichzeitig um Sohn Ilja.

Zum Rollstuhlbasketball kommt bald ein weiterer großer Ball hinzu: das Medizinstudium. „Ich bin schon immer sehr ehrgeizig gewesen“, erzählt Johanna. Sturheit, Entschlossenheit, Durchhaltevermögen – was sich im Sport bewährt, bringt sie auch im Studium voran.

Dann wirft das Leben Johanna wieder einen Ball zu, der erneut alles auf den Kopf stellt: Sie wird schwanger. Damit beginnt die längste Sportpause ihres Lebens. Rollstuhlbasketball ist ein harter Sport, Zusammenstöße und Stürze sind an der Tagesordnung. Zu riskant für das Baby im Bauch. Mehr als ein halbes Jahr muss sie auf ihre liebste Tätigkeit verzichten. Doch der kleine Ilja ist das Warten wert. Nach seiner Geburt will Johanna schnell wieder aufs Spielfeld zurück – will trainieren, für die Paralympischen Spiele 2016 in Rio de Janeiro.

„Nach den Paralympics möchte ich mich dann wieder stärker auf mein Studium konzentrieren“, sagt sie. Ihr größter Wunsch ist es jedoch, eine gute Mutter zu sein. Johannas Philosophie: „Vieles im Leben ist Zufall. Aber jeder ist dafür verantwortlich, was er daraus macht.“ Auch der nächste Ball wird sie wohl nicht aus der Bahn werfen.

Das Chemo-Baby

Schwanger bekam Marnix‘ Mama Krebs

VON ANDREAS SCHRANK

Nach dem großen Glücksmoment kam der Schock – und rund sieben Monate später ein kleines Wunder. Als Lesley Verley erfährt, dass sie ein Baby erwartet, ist sie „überwältigt“ und so unglaublich glücklich. Doch dann, in der zehnten Schwangerschaftswoche, die Diagnose: Brustkrebs, eine besonders aggressive Form.

Für sie und ihren Mann Andy Cools eine Katastrophe: „Im Augenblick hasse ich die Welt“, beschreibt der Kindsvater seine Gefühle im Buch „Unser Chemo-Baby“ (Knaur Verlag; 183 Seiten; 14,99 Euro).

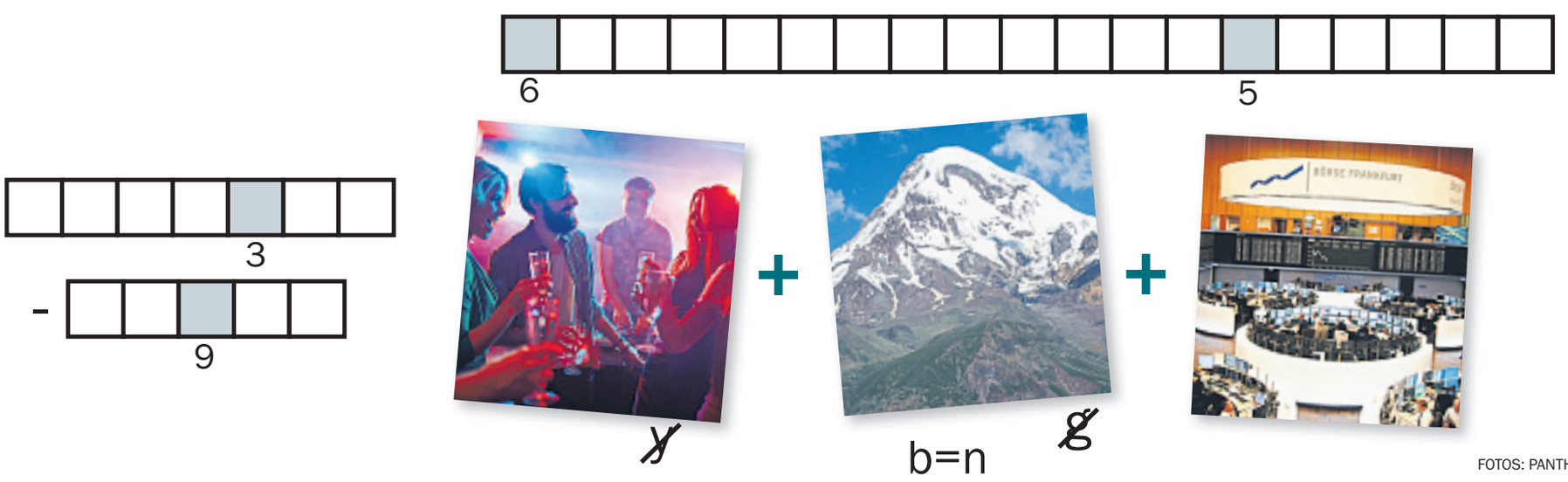
Lesley Verley muss zur Chemotherapie. Doch welche Folgen hat das fürs Ungeborene? Die Entscheidung ist schwer. Dennoch wagt das belgische Paar die Behandlung: „Lesley und ich wissen, dass wir Risiken eingehen. Jedoch halten wir uns nicht für tollkühn.“ Hoffnung schenkt ihnen der Krebsforscher Frédéric Amant: „Der Krebs ist heilbar – und das Kind hat gute Überlebenschancen.“ Kurz vor der Geburt wächst die Angst. Doch der Kampf um zwei Leben geht gut aus. Lesley übersteht Chemo und Geburt, bekommt einen gesunden Sohn. Ihr Mut hat sich gelohnt.

Wissen oder wundern

Mit etwas Glück und Verstand können Sie tolle Preise gewinnen

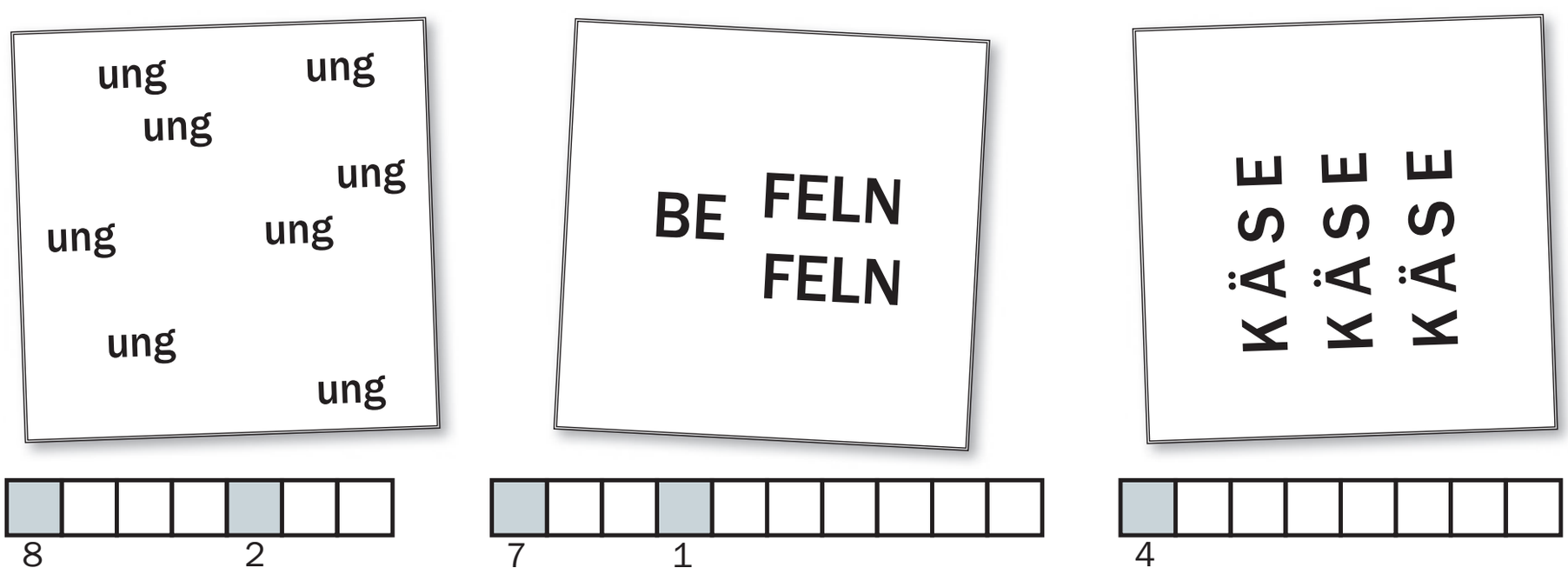
Unser Bilderrätsel funktioniert ganz einfach: Setzen Sie die durch die Bilder dargestellten Begriffe zu einem Wort zusammen. Wenn Sie unser Journal aufmerksam gelesen haben, werden Sie schnell auf die Lösungen kommen.

VON CHRISTOPH WIESEL, THOMAS METSCHL UND FLORIAN ECKL



FOTOS: PANTHERMEDIA (7)

In den folgenden drei Kasten-Rätseln suchen wir auch wieder je ein Wort. Allerdings müssen Sie dieses Mal besonders auf den Inhalt der Kästen achten. Zählen Sie pro Kasten die gleichen Buchstabengruppen und bilden Sie mit dieser Zahl und den Buchstaben das jeweilige Lösungswort.



SUDOKU

Auflösung der Sudokus auf Seite 8

LEICHT

9	1		6	7	4			
		6	2	5				
3	4	2			8			
8			7			6		
	7		1	6	9		2	
		1			5			9
			8			9	4	5
				9	1	2		
			5	2	7		3	1

SCHWER

	1	7		5			6	
6	9	3				5		
			2		9			7
8			1			6	9	
	2	5			6			1
3			4		1			
		9				1	4	3
	8			3		9	2	

SO GEWINNEN SIE

Die grau hinterlegten Felder sind in der Reihenfolge des Lösungswortes nummeriert. Wir verlosen jeweils 2-mal zwei Karten für zwei wundersame Ausstellungen (siehe Beschreibung unten). Rufen Sie an oder senden Sie die Lösung auf einer Postkarte mit Ihrer Adresse bis 26. Mai an:
Münchner Merkur
Marketing
Postfach, 81010 München
Tel.: 0137/800 28 10
(50 Cent pro Anruf aus dem dt. Festnetz, ggf. abweichende Preise aus dem Mobilfunknetz/Fa. telemedia-interactive)

WUNDER DER NATUR UND DER KUNST
Welche wundersamen Dinge diese beiden Blattschneiderameisen vollbringen? Das erleben Sie bei der Regenwald-Ausstellung im Lokschuppen Rosenheim. Und dass Naturwunder die größten Künstler insperieren, das zeigt das Franz Marc Museum in Kochel am See. Sie wollen sich davon überzeugen? Machen Sie mit bei der Verlosung!

DIE AUTOREN

...sind Stipendiaten der kath. Journalistenschule ifp (www.journalistenschule-ifp.de) in München. In der dreijährigen Ausbildung erlernen sie ihr Handwerk. Dieses Journal entstand beim Grundlagenseminar im März.

FOTOS: LEIPRECHT (15)

BENEDIKT ALBERTERNST, 20, weiß jetzt, wie man zum Heiligen wird (S. 2), möchte aber doch Journalist werden.

FLORIAN ECKL, 20, versuchte drei Wochen lang, das Chamäleon auf die Titelseite zu bringen. Und am Ende hatte er es geschafft!

JANA GÄNG, 19, konnte wie Quirin (S. 4) im Kindergarten lesen. Den Wikipedia-Artikel zu Schwarzen Löchern versteht sie trotzdem nicht.

JULIUS HEINRICHS, 22, recherchierte drei Wochen lang zur Partnersuche im Internet. Trotzdem verliebt er sich lieber offline.

VERENA LÖRSCH, 20, wurde oft mit der Interviewpartnerin von Seite 7 verwechselt. Nichts für ungut, Frau Lauer.

THOMAS METSCHL, 20, zieht es wie die Zugvögel ab und zu in den Süden. Das Journal brachte nicht das nötige Geld dafür.

HANNAH NAUERTH, 20, wundert sich inzwischen über gar nichts mehr. Auch nicht über recht wunderliche Heilmethoden (S. 1).

FLORIAN REIL, 20, zwei Seelen wohnen, ach! in seiner Brust: Eine bayerische und eine römische. Faust las er nie zu Ende.

BERNADETTE SCHMIDT, 20, war vom afrikanischen Lebensgefühl begeistert und von den Menschen, die hinter Diappo stecken (S. 3).

ANDREAS SCHRANK, 20, nennt sich selbst gerne „Schrank Andreas“. Eine Kommode braucht er trotzdem.

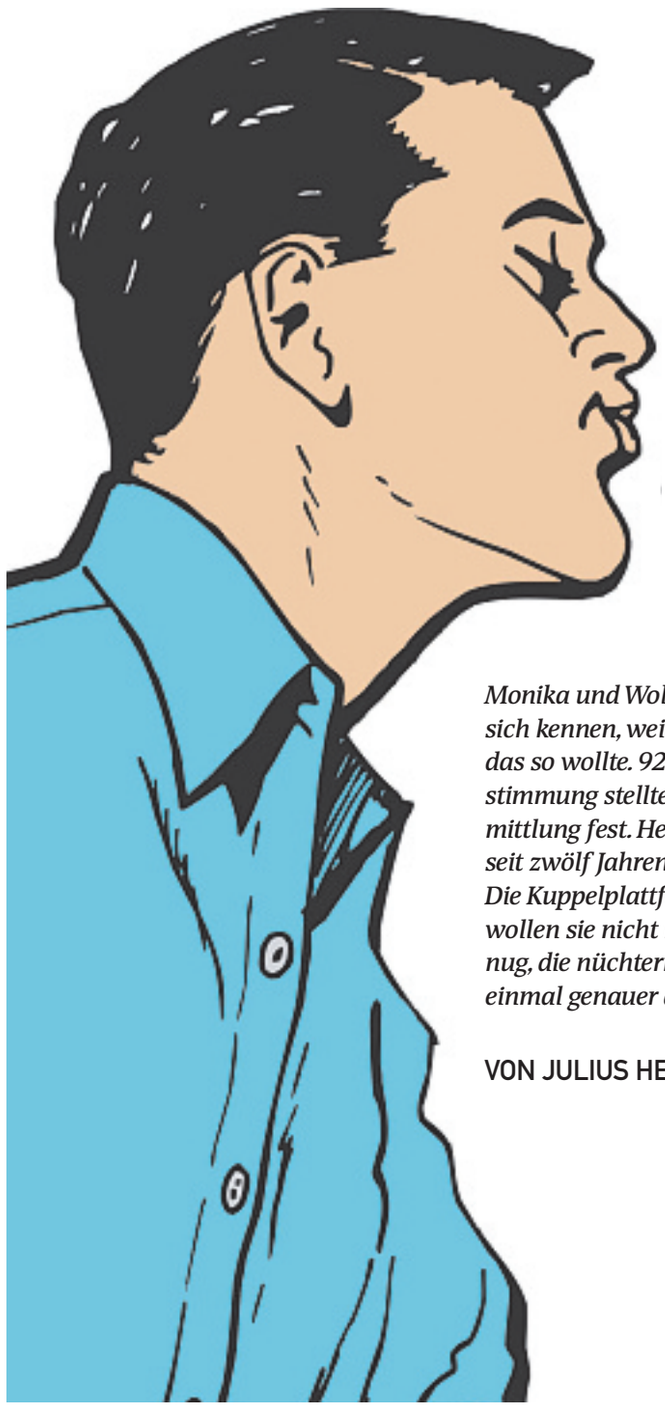
LENA TRAUTMANN, 22, hat sowohl beim Geocachen mit Verena (S. 8) als auch bei der Arbeit am Journal ihr blaues Wunder erlebt.

BARTHOLOMÄUS VON LAFFERT, 20, will die Wunder des Islam verstehen. Er war gerade drei Wochen auf Spurensuche in Marokko.

JULIA WELLER, 20, sucht weltweit nach Wundern und mag Minzschokolade, Musiktheater und miese Alliterationen.

CHRISTOPH WIESEL, 19, hat die Rätsel auf dieser Seite schon zehnmal gelöst. Gewonnen hat er immer noch nichts.

ENYA WOLF, 20, freute sich, Johanna Welin wiederzusehen (S. 5). Über sie hatte Enya 2012 von den Paralympics aus London berichtet.



Die Liebes-Rechnung

Macht die Partnersuche im Internet das Wunder der Liebe planbar?

Monika und Wolfgang B. lernten sich kennen, weil der Computer das so wollte. 92 Prozent Übereinstimmung stellte die Partnervermittlung fest. Heute sind die beiden seit zwölf Jahren verheiratet. Die Kuppelplattform im Internet wollen sie nicht missen. Grund genug, die nüchternen Liebesformeln einmal genauer anzuschauen.

VON JULIUS HEINRICHS

Diese Gleichung ging auf: Monika und Wolfgang zogen sogar vor den Traualtar. FOTO: Privat

Als sich Monika B. an die Tastatur setzt, um das Mitgliedsformular auszufüllen, tut sie das aus Resignation und Neugier. 35 Jahre lang ist sie zu diesem Zeitpunkt Single. Ein kurzer Flirt hier, eine Drei-Monats-Beziehung dort, aber nie die große Liebe. Selbst Verabredungen aus Zeitungsannoncen führen ins Leere. Weitergehen kann das so nicht, nicht mit 35. Letzte Option ist also das Internet, eine Partnervermittlung, „Parship“ in diesem Fall. Anmelden, Fragen beantworten, Wünsche und Erwartungen äußern, psychologisches Gutachten anfordern – und auf die Liebe warten. „Die meisten dieser Fragen sind so gestellt, dass nicht sofort ersichtlich ist, worauf sie eigentlich abzielen“, sagt Pamela Moucha vom Portal Singleboersen-Vergleich.de. „Da ist etwa die Frage, ob sich nach einer Trennung das Essverhalten ändert.“ Wenn ja, spricht das für eine ausgeprägte Sensibilität. Denn wer Probleme wirklich an sich ranlässt, ändert sein Essverhalten – und wer sensibel ist, ist mit einem Haudegen nunmal schlecht beraten. 80 Fragen stellen Partnervermittlungen ihren Kunden im Schnitt. 80 Fragen mit einem stolzen Preis.

So erfordert die Partnersuche mit Starthilfe einen tiefen Griff in die eigene Tasche (siehe Kasten). Selbst, wer sich nur für ein Probeabo entscheidet, zahlt für die Erstellung des Gutachtens oft obendrauf. „Die Kosten haben allerdings auch den Vorteil, dass sich bei Partnervermittlungen nur diejenigen anmelden, die ernsthaft an einem Partner interessiert sind“, sagt Expertin Moucha. Ganz anders verhält es sich da mit sogenannten Kontakt-Börsen. Hier sind die Mitgliedspreise zwar deutlich niedriger, dafür folgen auch die Kunden verschiedenen Interessen. Da ist der 34-jährige Gärtner, der seinen Wert auf dem Single-Markt testen möchte, oder der 29-jährige Bäcker auf der Suche nach schnellem Sex. Ein weiterer Unterschied: die Art der Vermittlung. Während Kontakt-Portale ausschließlich Merkmale wie Geschlecht, Wohnort und Alter miteinander kombinieren, verrechnen Partnervermittlungen Schemata aus Interessen, Wertvorstellungen, Hoffnungen und Ängsten zu einer Prozentzahl, die sagt, wie hoch der Grad der Übereinstimmung ist. Bei Monika und Wolfgang sollten 92 Prozent ausreichen.

Wie genau die dahinterliegenden Rechenlogarithmen funktionieren, weiß keiner. Darf offenbar auch keiner wissen. Zu hoch sind die Einnahmen, die damit verbunden sind. So fallen Antworten auf Presseanfragen über die Logik von Paarvermittlungen dürftig aus. Immerhin: „Ähnlichkeit ist bei der Partnersuche deutlich wichtiger und von entscheidendem Vorteil für eine Beziehung als Gegensätze. Das betrifft vor allem die Bereiche Einstellungen, Werte, Lebensziele, Überzeugungen, Bildungshintergrund und sozialer Status“, sagt Lisa Fischbach, Forschungsleiterin bei der Partnervermittlung „Elitepartner“. Gegensätze können reizvoll sein, klar. Aber eben nicht zu viele.

Zehn, fünfzehn Männer hatte Monika vor Wolfgang über „Parship“ getroffen. Sie alle seien nett gewesen, sehr sogar. Geistreich, oft witzig und redegewandt. Passend eben. Gefunkt hat es trotzdem nicht. Funken kamen erst bei Wolfgang ins Spiel. Monika war mittlerweile genervt. So vielen Männern hatte sie bereits zurückgeschrieben, dass sie ihre E-Mails teils nur noch kopierte. Bei Wolfgang dann war sie so konfrontativ, dass sie gleich um ein Telefonat bat. „Wir redeten dann oberflächlich, ganz allgemein“, erzählt Wolfgang. „Über Hobbys und Interessen.“ Nicht romantisch, aber in Ordnung. Und als Monika dann nach einer Stunde auflegen wollte, da war Wolfgang schon ein bisschen enttäuscht.

Drei Tage später dann das erste Treffen. Weihnachtsmarkt und Glühwein. Und noch während des ersten Glühweins stellte Wolfgang die Frage, ob Monika sich nicht auch Familie vorstellen könnte. Warum die beiden damals zusammengekommen sind, weiß heute keiner mehr. Monika: „Das sind nicht nur unsere Gemeinsamkeiten gewesen. Da war so ein Vertrauen.“ Die Chance dafür, dass so etwas passiert, dass zwei Menschen aus dem Internet sich verlieben, liegt bei Partnervermittlungen bei 35 bis 38 Prozent – bei einer Suchzeit von durchschnittlich eineinhalb Jahren.

Monika und Wolfgang B. ist diese Zahl egal. Sie haben sich gefunden, auch wenn das Schicksal sie auf die Probe stellte: Vor ihrem ersten Kuss gab Wolfgang bekannt, bald in Shanghai arbeiten zu müssen. Nur alle paar Wochen traf er Monika anschließend. Verliebt haben sie sich trotzdem. Sie könnten Online-Partnervermittlungen weiterempfehlen, sagen sie. Sie können das auch so sagen, weil sie nur positive Erfahrungen gesammelt haben.

Mit der Zeit entdeckten immer mehr Anbieter das Geschäft mit der Verzweiflung für sich. 2500 Partnervermittlungen, Dating-Seiten und Kontakt-Portale gibt es inzwischen. Viele davon sind laut Singleboersen-Vergleich.de unseriös und bitten ihre Kunden mit unlauteren Methoden zur Kasse. Weitere Gefahren lauern in zweifelhaften Geschäftspraktiken: Da sind sogenannte IKM-Schreiber, die unter falschem Namen Kunden in andere Portale locken, und Animateure, die bezahlt werden, um Männer und Frauen durch romantische Nachrichten bei Laune zu halten. Die etablierten Partnervermittlungen versuchen so gut es geht, gegen den Betrug anzusteuern, stoßen dabei jedoch an ihre Grenzen. „Wir bieten eine Plattform zum Kennenlernen“, sagt dazu Fischbach von „Elitepartner“. „In welcher Weise die jeder nutzt, das können wir nur bedingt beeinflussen.“

Haben Online-Partnervermittlungen mit ihrem Versprechen gegen die Einsamkeit das Wunder der Liebe nun gelüftet? Nein, haben sie nicht. Zu gering ist die Erfolgsquote. „Wir sind keine Glücksboten, aber wir bauen Brücken“, sagt Fischbach. Zudem schließen Partnervermittlungen durch ihre hohen Preise einkommensschwache Bevölkerungsgruppen kategorisch aus. Mindestzahlungen von 30 Euro im Monat, das können sich viele Alleinstehende gar nicht erst leisten. Für sie bleiben die deutlich weniger anspruchsvollen Portale. Die, die gerne auch mal unseriös sind. Denn auch das spricht gegen das Ende des Wunders: Zahlreiche Partnervermittlungen bestehen ganz allein des Umsatzes wegen und funktionieren mit Logiken fernab der Wissenschaft.

Was indes nicht heißt, dass Partnervermittlungen ihr Werbe-Versprechen nicht manchmal auch halten können. So wie bei Monika und Wolfgang B. zum Beispiel. Die beiden sind mittlerweile Eltern dreier Töchter.

Ob mit Partnervermittlung oder ohne: Liebe braucht Eigeninitiative. FOTO: Pakmor, Fotolia

Die drei größten Online-Partnervermittlungen im Vergleich	ElitePartner	eDarling	PARSHIP
Wöchentlich aktive Nutzer	550.000	450.000	750.000
Kostenpflichtige Services	24,90 EUR/ Monat (24 Monate Laufzeit) 39,90 EUR/ Monat (12 Monate Laufzeit) 49,90 EUR/ Monat (6 Monate Laufzeit)	29,90 EUR/ Monat (24 Monate Laufzeit) 44,90 EUR/ Monat (12 Monate Laufzeit) 64,90 EUR/ Monat (6 Monate Laufzeit)	29,90 EUR/ Monat (24 Monate Laufzeit) 39,90 EUR/ Monat (12 Monate Laufzeit) 54,90 EUR/ Monat (6 Monate Laufzeit)
Verhältnis männlich/weiblich	47:53	48:52	49:51

QUELLE: Singleboersen-Vergleich.de

FÜNF TIPPS

FÜR EINE SICHERE PARTNERSUCHE IM INTERNET

1. *Das Impressum.* Wer bei der digitalen Partnersuche auf Nummer sicher gehen will, sollte zunächst einmal einen Blick in das Impressum des jeweiligen Anbieters werfen. Der Sitz im außereuropäischen Ausland ist ein erstes Indiz für unseriöse Geschäfte.

2. *Das Kleingedruckte.* Liebe hat ihren Preis. Wer es ernst meint, muss also investieren – vor allem Zeit. Wann kann ich wie kündigen? Fallen Kosten für das Anlegen eines psychologischen Profils an? Setzt der Anbieter Schreiberlinge ein, die nur dafür bezahlt werden, um Männer und Frauen durch romantische Nachrichten bei Laune zu halten? Alle diese Informationen müssen in den Allgemeinen Geschäftsbedingungen einer Partnervermittlung angegeben werden – und sollten vor einer Anmeldung sorgfältig gelesen werden. Mehr Informationen zur Orientierung unter www.singleboersen-vergleich.de.

3. *Die Kündigung.* Trotz anders lautender Rechtsprechung fordern einige Partnervermittlungen die Kündigung in Briefform. Um Querelen zu entgehen, sollten Kündigungen daher generell schriftlich erfolgen.

4. *Der Name.* Klingt abgedroschen, ist aber so: In aller Regel sind die etablierten Anbieter mit den meisten Mitgliedern auch die seriösesten. Schon allein deshalb, weil sie wegen ihrer Kundenzahl eher im Licht der Öffentlichkeit stehen. Wer sich weiter informieren möchte, findet dezidierte Bewertungen auf den Seiten der Stiftung Warentest unter www.test.de.

5. *Der Mahnungsdruck.* Wer einem dubiosen Anbieter auf den Leim gegangen ist, wird immer wieder mit Mahnungen, Inkassobriefen und Verweisen auf ein angeblich erloschenes Widerrufsrecht überschüttet. Hier ist Durchhaltevermögen die Devise – oder aber rechtliches Vorgehen gegen den Anbieter. Mehr Informationen unter www.vzhb.de.

IM INTERVIEW: SINGLE-BERATERIN VERENA LAUER

Weiß, was Männer und Frauen voneinander erwarten: Single-Beraterin Verena Lauer. FOTO: Privat

Verena Lauers Arbeit beginnt da, wo die eigenen Möglichkeiten enden. Als Single-Coach berät sie alleinstehende Menschen, die verzweifelt nach Zweisamkeit suchen. Ein Gespräch über Liebe auf den ersten Blick und den ersten Klick, über scheue Männer und sensible Frauen. **Von Julius Heinrichs**

Mal ganz allgemein: Ist Liebe planbar?
Nein, natürlich nicht. Aber wer lange alleinstehend ist, kann die Zeit nutzen, seine Chancen auf eine Partnerschaft zu erhöhen, indem er an ein paar Stellschrauben dreht. Männer zum Beispiel haben oft das Problem, dass sie zu wenig Selbstbewusstsein haben. Ein großer Fehler: Frauen sind auch heute noch auf der Suche nach der starken Schulter. Unsichere und passive Männer kommen gar nicht gut an. In solchen Fällen arbeite ich ganz stark am Selbstbewusstsein meiner Kunden.

Und wo klemmt's bei den Frauen?
Bei Frauen liegt das Problem meist an Fehldeutungen. Da ist zum Beispiel der Mann, der gerne Sex will. Frauen deuten das oft als Zeichen geringer Wertschätzung. Dabei ist der Wunsch nach Sex ein Zeichen dafür, dass er ihre Nähe sucht. Oder wenn der Mann weniger redet als sie: Viele Frauen sehen das als Zeichen des Desinteresses. Also fange ich in solchen Fällen damit an, die Denkweise über Männer zu verändern.

Was meinen Sie damit?
Männer und Frauen ticken anders. Sie haben andere Werte und unterschiedliche Erwartungen. Die zeige ich jeweils auf, sodass weniger Missverständnisse auftreten und es leichter fällt, einander zu lieben.

Wenn Liebe aus gegenseitigem Miteinander erwächst – gibt es dann überhaupt Liebe auf den ersten Blick?
Klar gibt es die. Da glaube ich auf jeden Fall dran. Wenn wir Menschen treffen, die unseren Vorstellungen ganz genau entsprechen, dann sind wir schon im ersten Moment hin und weg. Vor allem, wenn man ein gewisses Beuteschema hat, zum Beispiel auf groß und blond steht. Aber auch diejenigen, die nicht ganz so festgelegt sind, können sich gleich im ersten Moment verlieben. Dann läuft die Auswahl eher unbewusst ab.

Und wie verhält es sich mit der Liebe auf den ersten Klick? Können Algorithmen und Sozialstatistik die Liebe planbar machen?
Ja, durchaus. Man braucht Gemeinsamkeiten, gleiche Hobbys, gleiche Werte. Diese abzufragen macht Sinn. Auch zu überprüfen, inwieweit man harmoniert. Wenn beide Partner dominant sind, geht das selten gut.

Sind Singlebörsen ein gutes Mittel für die Partnersuche?
Ja, sie helfen, eine Vorauswahl zu treffen. Ich rate bei solchen Plattformen allerdings immer dazu, sich so schnell wie möglich persönlich zu treffen. Denn ob man sich wirklich riechen kann, erfährt man nur von Angesicht zu Angesicht.

Dann geben Sie doch mal drei Tipps für den Flirt im Internet.
Wie gesagt: So schnell wie möglich treffen. Menschen, die vom Profil des anderen angetan sind und es ernst meinen, kommt das auch entgegen. Zweitens sollte das Foto ansprechend und sympathisch sein. Im Internet warten tausende Angebote. Ein Klick – und der Vorschlag wird verworfen. Drittens sollte das Profil nicht aus reiner Selbstbeschreibung bestehen. Wichtig ist auch, dem anderen eine Vorstellung davon zu geben, was man in einer gemeinsamen Beziehung mit ihm erleben will.

Welche Regeln gelten dann offline? Könnten Sie uns vielleicht noch ein kleines Mini-Coaching geben?
Zuerst einmal das Auftreten. Der erste Eindruck wird oft unterschätzt. Zweitens sollte man dahin gehen, wo sich passende Partner aufhalten. Will heißen: Ein Klassik-Fan ist in einem Punk-Schuppen denkbar schlecht aufgehoben. Drittens Coaching beziehungsweise ein Blick von außen. Denn oft weiß man ja selbst nicht, woran es eigentlich immer wieder scheitert. Und was man verändern sollte.

So sehen stolze Finder aus: Bernadette Schmidt (l.), Lena Trautmann (u.r.) und Verena Lörsch (o.r.). FOTOS: ALBERTERNST (5)

Die Route führt quer durch den Englischen Garten. Um an das Ziel zu gelangen, müssen jedoch einige Rätsel gelöst werden, und so suchen wir im Lageplan des Parks nach versteckten Hinweisen. Immer mit dabei: unser GPS-Gerät, mit dessen Hilfe wir uns den Wegpunkten nähern und so zum Schatz gelangen.

Auf Koordinaten-Jagd

„Geocaching“ ist die Schatzsuche des 21. Jahrhunderts: Mitten im Grünen suchen Abenteurer mit einem Navigationsgerät nach ihrem blauen Wunder. Warum Planlosigkeit reizvoll sein kann.

VON VERENA LÖRSCH UND LENA TRAUTMANN

N48°09,686/E 011°35,956 – das ist der einzige Anhaltspunkt, den wir haben. Wer ist bloß auf die Idee gekommen, sich mit einer einzigen Koordinate und einem Navigationsgerät auf Schatzsuche in den Englischen Garten zu begeben? Aber jetzt sind wir schon mal hier – und wollen uns mit Hilfe eines GPS-Geräts von Koordinate zu Koordinate hangeln.

Doch eins nach dem anderen. Zuhause haben wir im Internet auf www.geocaching.de nach einer Strecke mitten in München gesucht, die auch ein wenig Natur für uns bereithält – und uns für eine Route durch den Englischen Garten entschieden. Zugegeben: Wir Studenten sind sonntags ein müdes Völkchen. Fünf Rätsel, ein Schatz – vielleicht ein blaues Wunder? Oder haben wir uns zu viel vorgenommen?

Unser Abenteuer beginnt an der Brücke, die den nördlichen Teil des Gartens mit dem südlichen verbindet. Hier finden wir den ersten Hinweis: ein Straßenschild mit der Angabe „200 Meter“. Diese Zahl können wir in unser Aufgabenblatt einsetzen, das wir zuhause bei der Routenplanung ausgedruckt haben. Auf diesem Blatt sind lückenhafte Koordinaten angegeben. Um den nächsten Wegpunkt zu finden, müssen wir eine der Lücken füllen. Ganz schön viel Aufwand. Wir geben die vervollständigte Angabe ins GPS-Gerät ein – und schon kann es weitergehen.

So kämpfen wir uns von Koordinate zu Koordinate und müssen dabei die Ecken eines Pavillons zählen oder den Lageplan des Parks durchforsten – immer auf der Suche nach der passenden Zahlenkombination. Sich so orientierungslos voranzutasten, scheint uns jetzt sogar reizvoll.

Unsere anfängliche Müdigkeit ist nun auf wundersame Weise verflogen. Auch die Blicke der Spaziergänger und Hundebesitzer stören uns nicht mehr, wenn wir durchs Gebüsch strolchen. Spaß und Abenteuerlust wachsen mit jedem gelösten Rätsel. Schließlich führt uns das Navigationsgerät zu einer Lichtung, in deren Umkreis sich der „Geocache“, die Schatzdose, befinden soll. Wir schwärmen aus, suchen.

Nach einer halben Stunde entdeckt eine von uns eine weitere Funktion des GPS-Geräts, mit der wir den Zielpunkt auf dem Bildschirm näher heranholen. Prompt schreit jemand: „Ich hab‘ den Schatz!“ Wir laufen zusammen, fühlen uns plötzlich um Jahre zurückversetzt. Wie bei Schnitzeljagden an Kindergeburtstagen. Erleichtert öffnen wir die Dose, die am Fuß eines Baumes versteckt ist. Darin ist ein Büchlein, in das wir uns, wie andere Hobby-Schatzsucher zuvor, eintragen. In der Dose ist ein Anhänger, den ein „Geocacher“ vor uns daließ. Für unsere Nachfolger hinterlassen wir einen Kinogutschein und verstecken den Schatz wieder am Fundort. Auch inmitten der Natur kann man manchmal kleine Wunder entdecken.

> GEOCACHING – WAS IST DAS? Eine moderne Form der Schatzsuche. Als Hilfsmittel ist nur ein Navigationsgerät erlaubt. Der Schatz wird Geocache oder Cache genannt.

> WO GIBT ES STRECKEN? Egal ob in Münchens Zentrum, im Naherholungsgebiet vor der Stadt oder in der Antarktis – Geocaches sind über den ganzen Globus verstreut. Die Routen werden von Caching-Fans geplant, die sich eine Strecke überlegen, sie ins Netz stellen und den Schatz am Zielpunkt verstecken.

> WIE KANN ICH MITMACHEN? Auf www.geocaching.de findet man die Koordinaten des Startpunktes und manchmal kleine Aufgaben, die auf dem Weg gelöst werden. Jedes Rätsel lockt die Geocacher zu einer weiteren Koordinate. Wer den Cache gefunden hat, kann sich vor Ort in das Logbuch aller erfolgreichen Schatzsucher eintragen. In der Schatzdose wartet eine Überraschung auf den Finder, der dort wiederum ein Andenken für den Nächsten hinterlässt. Wichtig: den Cache im Versteck lassen!

In der Schatzdose finden wir einen Anhänger unseres Vorgängers. Auch wir hinterlassen eine Kleinigkeit.

WUNDER DER NATUR: VON ST. BARTHOLOMÄ ZUR EISKAPELLE

Ganz gleich, wie stark die Sonne auf den Watzmann scheint – am Fuße des Berges liegt eine Höhle unter ewigem Eis. Die Eiskapelle ist das tiefst gelegene ganzjährige Schnee- und Eisfeld der Alpen. Wer das Naturwunder im Berchtesgadener Nationalpark erreichen möchte, muss aber nicht nur wandern, sondern auch Boot fahren.

ANFAHRT

Von München der A8 Richtung Salzburg-Innsbruck knapp 130 Kilometer folgen. Nach der Grenze auf die A1 fahren, hier fallen Mautgebühren (Österreich) an. Am Autobahnkreuz-Knoten Salzburg rechts halten und den Schildern A10/E55 in Richtung Villach folgen. Dann direkt auf die A10 wechseln, über Ausfahrt 8 auf die B160 in Richtung Grödig einfädeln. Nach 3 Kilometern auf die B305 wechseln. 12 Kilometer fahren, dann, bei der Schwabenwirtbrücke, die vierte Ausfahrt „Königsseer Straße“ auf der B20 nehmen. Kreisverkehr! Links abbiegen auf die Richard-Voß-Straße, anschließend rechts auf die Brandnerstraße – und weiter auf die Jennerbahnstraße. Nach rund 300 Metern links auf die Seestraße abbiegen. Bei Nummer 29 liegt die Bootsanlegestelle in Schönau am Königssee. Parkmöglichkeiten gibt es direkt davor. Das Elektroboot fährt von der Seelände zur Halbinsel St.Bartholomä. Das Ticket für Hin- und Rückfahrt kostet 13,90 Euro. Die Boote fahren nach Bedarf, mindestens aber alle 30 Minuten. Während der 35-minütigen Fahrt über den Königssee hat man eine schöne Aussicht auf die Ostseite des Watzmanns. Auf jeder Fahrt spielt ein Trompeter, dessen Echo von der Bergwand zurückgeworfen wird.

WANDERROUTE

In St. Bartholomä dem Weg 446 (linke Abzweigung) Richtung „Eiskapelle/Eisbach“ folgen. Die Route ist als „leicht“ ausgeschildert, birgt aber einige Steigungen und erfordert Trittsicherheit und festes Schuhwerk. Hin und zurück sind es sieben Kilometer, also rund drei Stunden. Anfangs ist der Weg sehr breit und führt durch einen Wald. Nachdem man die Eisbrücke überquert hat, geht es vorbei an der Kapelle St. Johann und Paul. Der Weg wird nun schmaler. In Serpentinen führt er steil bergauf – der Blick auf die mächtige Watzmann-Ostwand entschädigt den Wanderer für die Mühe. Ein Schild markiert das Ende des befestigten Weges. Ab hier läuft man noch rund 15 Minuten über Geröll bis zur Eiskapelle. 20 Meter ist der Eingang hoch. Die Höhle darf aber wegen Einsturzgefahr nicht betreten werden.

EINKEHR

In der historischen Gaststätte St. Bartholomä bei der Anlegestelle. Empfehlenswert: Fisch aus dem Königssee, „Bergsteigergulasch“. Biergarten bei gutem Wetter. JANA GÄNG

Ein Naturwunder aus ewigem Eis: Der Eingang zur Eiskapelle am Fuße des Watzmanns. FOTO: Berchtesgadener Land Tourismus

ANZEIGE

DIE SCHÖNSTEN GASTHÖFE

Ausflug ins Wunderland

VON FLORIAN ECKL UND THOMAS METSCHL

Ein Schritt durch die Tür – und man betritt eine andere Welt. Im „White Rabbit’s Room“ erinnert die Einrichtung ganz an die Geschichte von Alice im Wunderland: weiße Äste, eine große Taschenuhr, ein offener Blick in die Küche. Gemütlich wie ein Kaninchenbau, verrückt wie das Wunderland aus dem Roman von Lewis Carroll. So hat es sich Besitzerin Christina Doms auch immer vorgestellt.

Zum Mittagessen bietet das „Rabbit’s“ täglich ein wechselndes Menü an. Neben vielen Nudelgerichten, wie Spaghetti Bolognese (7,40 Euro) und Pasta mit Rucola-Walnuss-Pesto (7,40 Euro), gibt es auch einen gemischten Salat mit gebratenen Champignons (7,80 Euro) und Gemüse-Curry mit Couscous (6,80 Euro). Dazu jeden Tag ein reichhaltiges Frühstücksangebot, unter anderem mit Schinken-Käse-Bagels (3,90 Euro) und Omelett mit Kräutern (5,60 Euro).

SO GEWINNEN SIE

Wir verlosen ein Frühstück für Zwei im „White Rabbit‘s Room“. Wer gewinnen will, schreibt oder ruft an, mit Name, Adresse, Telefonnummer, Lösungswort.

Münchner Merkur Marketing
Lösungswort: Rabbit‘s
81010 München
Tel: 0137/880 66 35
(50 Cent pro Anruf aus dem dt. Festnetz; ggf. abw. Preise Mobilfunknetz/Fa. telemedia-interactive)
Einsendeschluss: 26. Mai
Ein Gutschein für „Heimat zwei“ an: E. Ostermeier/Mittelstetten

WHITE RABBIT‘S ROOM

ANFAHRT – Tram 15 bis Rosenheimer Platz, danach 250 Meter entlang der Franziskanerstraße stadtauswärts. Oder S-Bahn 8 bis Rosenheimer Platz. Metrobus 62 bis Regerplatz; von dort 400 Meter die Franziskanerstraße stadteinwärts.

ÖFFNUNGSZEITEN – Unter der Woche von 7.30 bis 19 Uhr, am Wochenende und an Feiertagen von 9.30 bis 17 Uhr, Frühstück bis 14.30 Uhr.

ADRESSE – Franziskanerstr. 19, 81667 München
Tel.: 089/67 97 11 93
www.white-rabbits-room.de

EXTRATIPPS – Ein Blick in die bunte Ladenecke des „Rabbit’s“ lohnt sich. Dort kann man kleine Geschenke finden. Wer es eilig hat, kann alle Gerichte mitnehmen. Außerdem kann man den Gastraum für private Anlässe mieten.

Ob knackiger Salat oder herzhafter Bagel – im „Rabbit‘s“ findet jeder etwas Gutes. FOTOS: ECKL (2)

Das kleine Tagescafé „White Rabbit‘s Room“ lädt nicht nur zum Essen, sondern auch zum Verweilen ein.

AUFLÖSUNGEN VON SEITE 6

SUDOKU LEICHT

9	1	5	6	7	4	3	8	2
7	8	6	2	5	3	1	9	4
3	4	2	9	1	8	7	5	6
8	5	9	7	4	2	6	1	3
4	7	3	1	6	9	5	2	8
2	6	1	3	8	5	4	7	9
1	2	7	8	3	6	9	4	5
5	3	8	4	9	1	2	6	7
6	9	4	5	2	7	8	3	1

SUDOKU SCHWER

2	1	7	8	5	3	4	6	9
6	9	3	7	1	4	5	8	2
5	4	8	2	6	9	3	1	7
8	3	4	1	7	2	6	9	5
1	7	6	9	8	5	2	3	4
9	2	5	3	4	6	8	7	1
3	6	2	4	9	1	7	5	8
7	5	9	6	2	8	1	4	3
4	8	1	5	3	7	9	2	6